

„Sie lehren mich Beharrlichkeit“

Georg Sporschill wird diesen Sommer 80 Jahre alt. Seit mehr als fünf Jahrzehnten arbeitet der gebürtige Vorarlberger dort, wo die Not am größten ist: An den gesellschaftlichen Rändern, bei Obdachlosen und Straftatlassenen, Straßenkindern und Roma-Familien. Seit jeher interessieren ihn die Außenseiter, die „Schwierigen“. Gemeinsam mit der aus Deutschland stammenden Ruth Zenkert hat der Jesuit in Rumänien die Hilfswerke Concordia und Elijah aufgebaut. Wir haben den außergewöhnlichen Sozialpionier an seinem Wohnort in Rumänien getroffen.

Text: Simone Fürnschuf-Hofer, Fotos: Elijah, Nora Schoeller, privat

18 |



© NoraSchöller

Georg Sporschill

Es ist ein kühler, trüber Märztag, als ich in Sibiu – zu deutsch Hermannstadt – lande. Die Stadt liegt in der Region Siebenbürgen, auch bekannt als Transsilvanien. Für Dracula habe ich keine Zeit, auch auf Begegnungen mit Wölfen und Bären bin ich nicht aus. Zu dicht ist das viertägige Programm, das mich erwartet. Es wird einiges meiner Maßstäbe und Moralvorstellungen durchrütteln. Zum ersten Mal in meinem Leben werde ich mit Namensschild am Flughafen abgeholt. Ein junger Mann, der sich als „Horia, Assistent von Ruth“ vorstellt und fließend Englisch spricht, fährt mich über eine sanft hügelige, dem Winterschlaf noch nicht ganz entkommene Region. Viel Grau und Braun, hier und dort Schafe, wenig Infrastruktur, umso mehr Weite. Immer wieder deutet mein Chauffeur nach links und rechts und in die Ferne, und erzählt dabei, wo sich überall Dörfer mit Zentren und „Case“ (Häuser) der „Sozialen Werke Elijah“ befinden. Natürlich hatte ich mich zuvor eingelese, aber rasch verliere ich den Überblick, wo die Hilfsorganisation mit dem eindrücklichen Raben-Logo überall tätig ist. Marpod, Nou und Nocrich, Hosman und Tichindeal, alles so fremd und neu. Mir schwant: Das ist groß. Größer als ich gedacht habe.

Ruth Zenkert, Elijah-Geschäftsführerin und Mitbegründerin, hatte meine Reise eingefädelt und mir zuvor per Mail geschrieben: „Du wohnst bei uns.“ Ich hatte keine Ahnung, wo „bei uns“ sein würde und welche Standards mich erwarten. Wir fahren auf der staubigen Hauptstraße in Marpod ein und parken vor einem unscheinbaren grünen Tor. Dahinter tut sich ein renovierter Sachsenhof auf. Er umschließt einen großen, gepflegten Garten, links erspähe ich hinter Glastüren einen Gemeinschaftsraum mit einem riesigen Tisch, rechts dürfte eine Werkstatt oder Töpferei sein. Viel Holz, viel Licht, gute Energie. Im vorderen Teil bekomme ich ein hübsch eingerichtetes Zimmer zugewiesen, das mich mit Blick auf einen Teich, auf Enten und Berge, mit Schokolade, Blumen und einem eigenen Badezimmer empfängt. Ich bin im „Le Chaim“ (übersetzt: „Auf das Leben“), dem warmen Zuhause der engsten Elijah-Gemeinschaft gelandet.

Moise, heimlicher Star

Hier treffe ich nach und nach auf die unerschrockene Ruth, den entschlossenen Georg, die fürsorgliche Angela. Hier treffe ich auf Bitcy und Pious, ein indisches Ehepaar mit ihren Kindern Johann und Annaliesa, die in der Gemeinschaft ein neues Zuhause gefunden haben, auf Alex und Nicușor, zwei junge Männer, denen man nicht anmerken würde, dass sie bis vor Kurzem noch auf der Straße gelebt und mittlerweile wie selbstverständlich in ihre neue Rolle und Aufgaben gefunden haben. Und hier treffe ich auf Moise, heimlicher Star der diversen Wohngemeinschaft. Zehn Jahre alt war er, als ihn Georg Sporschill am Bukarester Nordbahnhof zum ersten Mal traf. Das war Anfang der 90er, noch zu Zeiten des Einsatzes für Concordia. Inmitten einer „Horde von kleinen Dieben, missbrauchten und süchtigen Kinder“ tat sich der kleine Moise als



In Ziegental (Țichindeal), einem der ärmsten Dörfer Siebenbürgens, wird man mit viel Gebell von zahlreichen streunenden Hunden begrüßt. Lange Zeit gab es hier kein funktionierendes Brunnensystem, das die Roma-Familien weiter oben in der „Siedlung 77“ mit Wasser versorgte. Inzwischen haben zumindest jene Häuser, die mit Hilfe von Elijah gebaut wurden, einen Wasser- und Stromanschluss.

Die Vorarlbergerin Angela King (im Bild oben) hat sieben Jahre lang in Ziegental gelebt, Familien zu besseren Lebensbedingungen verholfen und eine Weberei mit Arbeitsplätzen für Frauen mit aufgebaut.

Mit Ioane hat sie sich gleich zu Anfang angefreundet. Sein Schlafplatz war ursprünglich der Lehmbofen in der Hütte seines Bruders. Inzwischen hat Ioane seine eigenen vier Wände, vieles hat sich für ihn verbessert. Seine Situation ist dennoch für jemanden, der in einem Sozialstaat aufgewachsen ist, schwer erträglich.



„Moise blieb lange Zeit unser Verbindungsmann. Er führte uns in die Kanäle, wo die Lack schnüffelnden Kinder hausten, und überbrachte uns ihre Wunschlisten.“

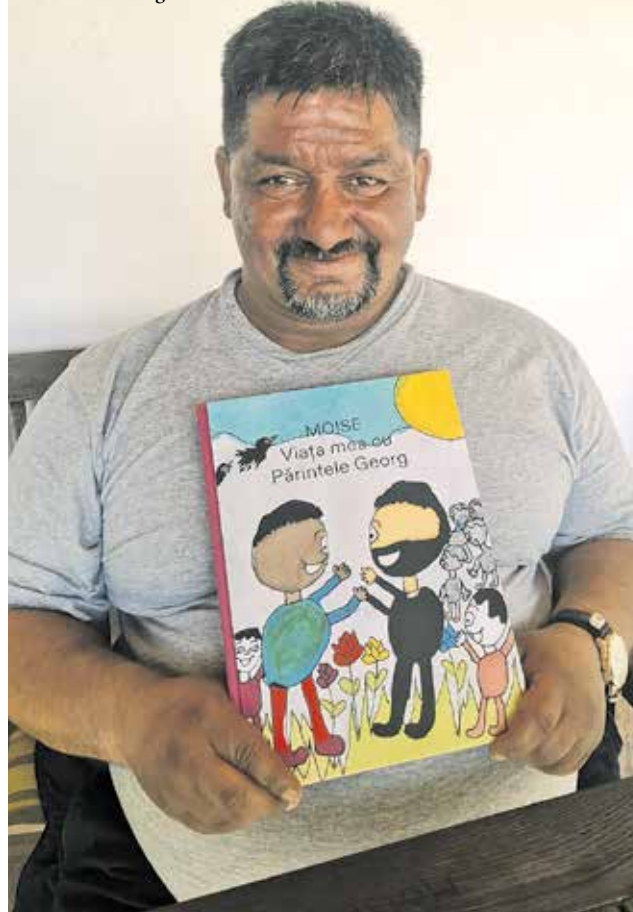
Anführer hervor, der geschickt Infos gegen Decken und Essen einzutauschen wusste. Ruth wird mir später erzählen: „Moise blieb lange Zeit unser Verbindungsmann. Er führte uns in die Kanäle, wo die Lack schnüffelnden Kinder hausten, und überbrachte uns ihre Wunschlisten.“ Immer wieder werden dieser Tage Moise-Anekdoten zum Besten gegeben, viele Höhen und Tiefen haben Ruth und Georg mit ihm erlebt und ihn dabei liebgewonnen.

„Gerade die Schwierigen, wie Moise einer ist, lassen mich nicht los. Sie lehren mich Beharrlichkeit“, sagt Pater Georg. Moises Geschichte ist die des verlorenen Sohnes, regelmäßig zieht es ihn zurück auf die Straße. Will man Sporschills Zugang zur Sozialarbeit verstehen, ist der Rom Moise wohl eine Schlüsselfigur. Das vielleicht größte Geheimnis für eine mutige Sozialarbeit mit Haltung: zu begreifen, dass die Ärmsten zu geben haben und dass Hilfsangebote die Menschen nicht abhängig und unselbständig machen dürfen. Moises Biografie ist keine Erfolgsgeschichte. Sie erzählt von Obdachlosigkeit, Schicksalsschlägen und Kriminalität genauso wie von Kreativität, Menschlichkeit und prophetischem Gespür. Zwei Bücher mit seinen Zeichnungen und Erzählungen wurde bereits publiziert, eines davon ganz aktuell anlässlich Pater Georgs 80. Geburtstag.

Als Moise irgendwann seine Familie suchte, erzählten ihm seine Geschwister, dass der Vater die Mutter im Rausch mit einer Axt erschlagen und sich anschließend am Nussbaum im Garten erhängt hatte. Moise hat auch diese Szene mit Filzstiften zu Papier gebracht. Er ist ein Stehaufmann und Lebenskünstler. Seine Morgengebete und Predigten sind legendär. Mehrfach hat er Kindern das Leben gerettet, indem er sie an Ruth und Georg vermittelt hat. Er malt und missioniert, er schlemmt, raucht und trinkt – und ist dem Stehlen nicht abgeneigt. Er ist hilfsbereit und liebevoll, impulsiv und unberechenbar. Er trifft unkluge Entscheidungen und sagt weise Dinge. In ein normales Arbeitsverhältnis hat er nie gefunden. Trotz all dem – oder gerade deswegen – ist er ein gleichwertiges Mitglied und wichtiger Botschafter der Elijah-Gemeinschaft. Auch das eine persönliche Erkenntnis, die ich mitnehmen werde: Wer sagt, dass es nicht auch eine dritte, vierte und fünfte Chance geben darf?

Das vielleicht größte Geheimnis für eine mutige Sozialarbeit mit Haltung: zu begreifen, dass die Ärmsten zu geben haben und dass Hilfsangebote die Menschen nicht abhängig und unselbständig machen dürfen.

Moise mit seinem zweiten Buch anlässlich des 80. Geburtstags von Pater Georg



Er malt und missioniert, er schlemmt, raucht und trinkt – und ist dem Stehlen nicht abgeneigt. Er ist hilfsbereit und liebevoll, impulsiv und unberechenbar.

Von Concordia zu Elijah

Das Sozialprojekt Concordia, das Georg Sporschill 1991 gegründet hat, agiert inzwischen unter neuer Führung. Mit Pater Markus Inama hat hier ebenfalls ein Vorarlberger übernommen. Sporschill im Rückblick: „Dass es 2011 zu einem Bruch kam, war nicht schön, aber im Nachhinein kann ich sagen: Im Grunde hat es dazu geführt, dass wir uns der Aufgabe gestellt haben, mit Elijah ein weiteres Hilfswerk zu gründen. Und dadurch hat sich die Hilfe verdoppelt – es gibt nun zwei große Vereine.“ War es bei Concordia vor allem der Auftrag, sich um die vielen Kinder zu kümmern, die wie Moise nach dem Fall des Ceaușescu-Regimes aus den Heimen auf die Straße flüchteten, die in den Kanälen hausten und ihr Elend durch Lackschnüffeln zu betäuben versuchten, möchte Elijah der Not von Roma-Familien etwas entgegensetzen. Insbesondere deren Kinder sind von Verwahrlosung, Missbrauch und Armut betroffen. Mit unseren

Maßstäben ist es schwer zu verstehen: Ihre Eltern lieben sie, die Familie zählt alles und gleichzeitig schaffen es die Erwachsenen nicht, ihrer Fürsorgepflicht nachzukommen. Sie schicken sie nicht in die Schule, die Mädchen werden mit 13 Jahren schwanger und heiraten, weil das die einzige Rolle ist, die sie kennen. Es ist – wie so oft – ein Bildungsthema. Georg Sporschill: „Bildung und Arbeitsplätze sind die besten Verhütungsmittel.“ Genau hier setzt das Elijah-Programm an: Den Teufelskreis durchbrechen, Perspektive geben. Und damit in einem ersten Schritt, die Eltern überzeugen, dass Schule etwas bringt. Doch damit ist es nicht getan. Viele Roma-Familien leben in Siedlungen an den Rändern von Dörfern, meist ohne vernünftige Infrastruktur, ohne Strom und Wasser – zehn Leute und mehr in notdürftigen Hütten unter unvorstellbaren hygienischen Bedingungen. Da ist kein Tisch zum Essen oder Hausaufgaben machen, kein Herd, kein Klo, kein Waschbecken, kein richtiger Fußboden. Dafür Müll, Dreck und Ungeziefer. Ich habe es selbst gesehen. Es ist mir unerklärlich, wie ein Leben unter solchen Verhältnissen überhaupt möglich ist.

Sozialzentren und Musikunterricht

Damit also die Kinder in der Schule sauber ankommen und gut riechen, damit sie regelmäßig ein warmes Essen bekommen, damit sie ihre Hausaufgaben machen können und darüber hinaus gefördert werden, wurden in den vergangenen 14 Jahren von Elijah vier Sozialzentren gegründet. Außerdem sind sogenannte „Cartiers“ (Wohnviertel) am Wachsen, die mit ihren kleinen, stabil gemauerten Häusern hygienische Minimalstandards erfüllen. Und weil Ruth Zenkert von Anbeginn die musikalische Begabung vieler Roma-Kinder erkannte, bilden zwei Musikschulen das Herzstück von Elijah. Viele Konzerte markieren Höhepunkte durchs ganze Jahr hindurch. 2025 führte eine ganz besondere Einladung 31 musizierende Jugendliche gar bis in den Vatikan, um mit Papst Leo XIV. das Roma-Festival zu zelebrieren. Als absolute Krönung jedes Musikschuljahres gilt der große Rabentanz mit 300 Musikschüler:innen, der traditionell im Juli gefeiert wird: feurige Roma-Rhythmen, rumänische Volksmusik, Orchester-, Band- und Solo-Darbietungen, Instrumente, Gesang und Tanz – ein Feuerwerk an stimmungsgeladener Musik vor über 2000 Gästen. Auch bei meinem Besuch komme ich in den Genuss zweier Konzerte anlässlich des 64.

Sie schicken die Kinder nicht in die Schule, die Mädchen werden mit 13 Jahren schwanger und heiraten, weil das die einzige Rolle ist, die sie kennen. Es ist – wie so oft – ein Bildungsthema.



*Bild oben: Ruth Zenkert ist die musikalische Förderung der Kinder ein Herzensanliegen
Bild rechts: im Sozialzentrum Sokeres*



Geburtstags von Ruth Zenkert. Wie hier gespielt, getanzt und gesungen wird, das geht wahrlich unter die Haut.

Ein Sozialprogramm, das auf Bildung und damit auf Hilfe zur Selbsthilfe setzt, muss sein Konzept über Grund- und Musikschulen hinaus denken. In Sibiu sind deshalb ein Schülerwohnheim, Startwohnungen für Studierende und ein Mutter-Kind-Haus entstanden. Es gibt Jugendclubs und Mütterclubs, zudem eine Weberei, Töpferwerkstatt und Bäckerei. Aber auch an ihrer ursprünglichsten Aufgabe, dem klassischen Streetwork für Obdachlose, möchten Ruth und Georg festhalten. In Bukarest finden Straßenmenschen in zwei Häusern Schlafplätze und Mahlzeiten: Männer im „Casa Robert“, Frauen im „Casa Luisa“. Über 80 Mitarbeitende zählt das Werk insgesamt, darunter auch immer mehr ehemalige Schützlinge, die den Weg aus der Armutsspirale hinaus in eine berufliche Qualifizierung gefunden haben. Wie vielen Kindern geholfen werden kann, ja, das würden viele gerne wissen, erzählt Ruth. Sie sagt: „Es ist schwer, hier Zahlen zu nennen. Was heute aussieht, als wäre es ein Erfolg, ist morgen eine Niederlage. Wo wir glauben, es geht nicht weiter, werden wir positiv überrascht. Es zählt, dass wir miteinander auf dem Weg bleiben.“

Aussichtslose Aufgabe?

Ich spüre die Freude über das, was gelingen darf, ich spüre die Verantwortung, die so ein Werk mit sich bringt, und frage mich, was die treibende Kraft ist, sich tagtäglich einer Not in >>

„Aussichtslose Aufgaben haben mich schon immer gereizt. Wenn ich mich auf etwas beschränken möchte, dann auf aussichtslose Fälle.“

dieser Dimension zu stellen. Eine Antwort finde ich in Pater Georg Sporschills Buch „Die zweite Meile“: „Aussichtslose Aufgaben haben mich schon immer gereizt. Wenn ich mich auf etwas beschränken möchte, dann auf aussichtslose Fälle.“ Aufgewachsen in einer katholischen Familie mit insgesamt neun Kindern, sei er zum Idealisten erzogen worden. Vor Widerständen fürchtet er sich bis heute nicht, Widersprüche weiß er zu entwaffnen, Welten zu verbinden. Pater Georg hat bei den rumänischen Straßenkindern unten im Kanal Messen gefeiert und mit Wirtschaftsgrößen und Politikern fein zu Abend gegessen. Er pflegt eine tiefe Freundschaft zum orthodoxen Priester vor Ort und ist in der römisch-katholischen Kirche verwurzelt. Und aus vielen seiner „aussichtslosen Fälle“ sind längst Hoffnungskinder geworden. Bei einem guten Glas Wein erzählt er mir aber auch von persönlichen Krisen, die sich erst im Rückblick als „Tore zum Neuen“ entpuppt haben. „Ich habe Theologie studiert und trat ins Priesterseminar ein, wo ich mich sehr eingesperrt fühlte. In meinem Auslandsjahr in Paris – 1968 – bin ich dem ‚Revolutionären‘ begegnet. Guevara war zu jener Zeit auch mein Idol.“ Ein Linker sei er dennoch nicht geworden, eher ein „individualistischer Bürgerlicher“ mit einer Vorliebe für Außenseiter und Unangepasste. Jedenfalls entschied er sich, aus dem Priesterseminar auszutreten. Auch das Theologiestudium beendete er nur widerwillig auf Druck des Vaters. Das sei eine harte Zeit gewesen. Aus eigener finanzieller Kraft setzte er mit Psychologie und Pädagogik ein Zweitstudium drauf. Nach seiner Promotion landete er als Bildungsreferent bei der Landesregierung. Und fast hätte er eine Frau geheiratet, wenn dieser nicht längst bewusst geworden wäre, dass er einer anderen Bestimmung zu folgen hatte. Als „todunglücklich“ beschreibt er jene Zeit, nachdem seine Hochzeitspläne platzten. 1976 tritt er mit 30 Jahren in den Jesuitenorden ein. Sein Werk beginnt. Scharen von Jugendlichen strömen ihm zu, weil sie seine Art der Jugendarbeit anspricht. Es sei wie ein Lauffeuer gewesen, berichtet ein Wegbegleiter – die Sonntagabendmesse in der Pfarre Lainz im Bezirk Hietzing Kult, die



„Wenn wir die Polizei holen mussten, weil die Insassen die Tür einschlugen, ging Ruth im Nachthemd hinunter und nahm den schweren Burschen ihre Waffen ab.“

der von ihm initiierte „Canisbus“ seine Runden, um warmes Essen für Obdachlose auszugeben, das „Inigo“, ein Restaurant im ersten Bezirk, konzipiert er als Beschäftigungsprojekt für Strafanfällige. Mit im Boot ist bald auch die Deutsche Ruth Zenkert, die ihren Programmierjob bei der Schwäbischen Bausparkasse satt hat, Religionspädagogik studiert und mit Hingabe in die Sozialarbeit einsteigt. Schnell spürt sie: „Das ist mein Leben.“ Sie lernt Menschen kennen, die es von Kindheit an schwer hatten, unvorstellbar viel bewältigen mussten und dennoch eine Stärke in sich tragen. Gleichzeitig entdeckt sie das Geschenk, das ihr ihre eigene Familie mitgegeben hat: „Ich wurde zutiefst dankbar für alles, was mir zugefallen war. Und ich spürte, dass ich diesen Menschen etwas geben konnte – und noch viel mehr von ihnen bekam. Jeder Tag war voll von Abenteuer, Glück, Katastrophen. In der Gemeinschaft und im Lernen mit der Bibel konnten wir das Verrückte aushalten.“ In Wien leitet sie bald eines der schwierigsten Obdachlosenhäuser, lebt 24/7 mit 100 obdachlosen Männern unter einem Dach. „Wenn wir die Polizei holen mussten, weil die Insassen die Tür einschlugen, ging Ruth im Nachthemd hinunter und nahm den schweren Burschen ihre Waffen ab“, zollt ihr Sporschill Respekt.

22 |



Konzilskirche bummvoll. Sporschill bekommt außerdem die Aufgabe übertragen, die Obdachlosenarbeit der Caritas in Wien aufzubauen. Bis heute fährt

Der Rabe als Logo der Sozialen Werke Elijah: In der Geschichte rund um den Propheten Elijah, der gegen Armut kämpft, ist es der Rabe, der zum Lebensretter wird.

Wunderwaffe für Neues

Eine weitere wichtige Persönlichkeit im Elijah-Gefüge ist die Vorarlbergerin Angela King. Auch ihre Biografie würde eine eigene *marie*-Geschichte füllen. Ihre Wege mit Georg kreuzen sich ebenfalls schon während seinem Einsatz für die Obdachlosen in Wien. Ende der 80er verunglücken jedoch ihre Schwester und deren Mann bei einem Alpinunfall tödlich. Angela kehrt für 17 Jahre zurück nach Vorarlberg, um deren Sohn großzuziehen. Später erteilt sie der Ruf von Pater Georg, für Concordia in Moldawien ein Kinderdorf-Projekt umzusetzen. Sie sagt: „Etwas Neues anzufangen in einem Land, wo du dich überhaupt nicht auskennst – zumal ja Moldawien damals noch total kommunistisch war – das taugt mir.“ 300 Kindern hat sie dort schlussendlich ein Zuhause gegeben, 55 Suppenküchen aufgebaut. Eine Brustkrebs-Erkrankung setzt ihr Berufsleben ein weiteres Mal auf Pause, bevor sie sich dann im rumänischen Dorf Țichindeal – zu Deutsch Ziegental – sieben Jahre lang um die Ärmsten der Armen kümmert. Heute ist das „Le Chaim“ ihr Pensionssitz – von Ruhestand hat niemand gesprochen. Gerne schlüpft sie in die Gastgeberrolle, kümmert sich um die hauseigene Töpferei und schmiedet als „Wunderwaffe für Neues“ – Zitat Pater Georg – mit an Ideen für den Aufbau des Elijah-Werks.

Das Gebet als Halt

In der Familie von „Le Chaim“ wird jeden Morgen gebetet. Beten in Verbindung mit Hausregeln erzeugt bei mir als einer ehemaligen, einschlägig geprägten Sacre-Coeur-Schülerin reflexartig Engegefühle. Ich vermisse in der Amtskirche zu oft Lebendigkeit und Realitätsbezug. Aber ich schaffe es, mich dort auf rumänischem Boden möglichst vorbehaltlos auf Messe und Gebet einzulassen und, siehe da, werde Teil eines freudvollen und lebendigen Zusammenseins. Es ist berührend zu beobachten, wie unverkrampft und frei Kinder wie Erwachsene ihre Fürbitten vortragen und wie Pater Georg den Menschen, allen voran Moise, Raum gibt. Erst später wird mir bewusst, welche Funktion und gleichsam verbindende Kraft das regelmäßige gemeinsame Gebet im Elijah-Hilfswerk hat. Gerade jenen, die Schutz, Struktur und Orientierung brauchen, gibt es Halt, Zugehörigkeit, Hoffnung. Insbesondere die Kinder sind ganz wild darauf, Messe zu feiern. Davon können die Pfarrer hierzulande nur träumen.

Fazit: Es ist eine der eindrucklichsten Reisen, die ich je gemacht habe. So einiges durfte ich hier lernen. Dass Maßnahmen wirksamer sind als jede Moral beispielsweise. Welch starke Motoren Gemeinschaft und Rituale sind. Und dass Sozialarbeit wahrlich nichts für Feiglinge ist. Von Enttäuschungen, Schmerz und Abschieden darf sich jedenfalls nicht abschrecken lassen, wer sich mit den Ärmsten und „Schwierigsten“ dieser Welt zusammentut. Erfolg ist relativ. Scheitern auch. Deshalb wird bei Elijah nicht in diesen Kategorien gewertet. Schlussendlich ist jeder Mensch frei, sich für oder gegen Unterstützung zu entscheiden. Diese Freiheit kann weh tun – vor allem dem, der helfen will. Aber sie gleicht den Höhenunterschied zwischen Gebendem und Nehmendem aus. Sie schafft aufrichtige Begegnung. Ich glaube, so geht Nächstenliebe. 🙏

Von Enttäuschungen, Schmerz und Abschieden darf sich jedenfalls nicht abschrecken lassen, wer sich mit den Ärmsten und „Schwierigsten“ dieser Welt zusammentut.

| 23

Der 1946 in Feldkirch geborenen P. Georg Sporschill trat mit 30 in den Jesuitenorden ein, initiierte eine große Jugendbewegung und organisierte in Wien das Caritas-Jugendhaus in der Blindengasse, den Canisbus zur Essensverteilung sowie das Arbeitsmarktpjekt „Café Inigo“ in der Wiener Innenstadt. Der Orden sandte ihn 1991 nach Rumänien. Bis 2011 leitete der Jesuit den Verein „Concordia“, der sich der Arbeit mit Straßenkindern in mehreren Ländern Osteuropas widmet. 2012 folgte die Gründung der Sozialen Werke Elijah gemeinsam mit Ruth Zenkert. Der Verein ist rein über Spenden finanziert, jährlich muss ein Budget von über zwei Millionen Euro aufgestellt werden.

Spendenkonto: Elijah. Pater Georg Sporschill SJ. Soziale Werke, IBAN: AT66 1630 0001 3019 8724; Infos: elijah.at

